

MITTENDRIN STATT AUSSEN VOR

Obdachlosigkeit hat viele Gesichter, Ausgrenzung gehört immer dazu. Genau an diesem Punkt setzt daher ein Wohnprojekt in der Wiener Innenstadt an, bei dem ehemalige Obdachlose und Studierende unter einem Dach leben. Ein Gespräch mit dem Architekten Alexander Hagner über sein Selbstverständnis, die Defizite der Disziplin und warum gerade soziale Projekte höchsten Ansprüchen genügen müssen.



Photo: Kurt Kubo11

VinziRast mittendrin, Werkstatt im Erdgeschoss

Christian Muhr (CM) im Gespräch mit Alexander Hagner (AH)

Obdachlosigkeit ist ein komplexes Phänomen mit erheblichen Unschärfen, was sich auch in der Schwankungsbreite seiner empirischen Erfassung niederschlägt. Nach Schätzungen von ExpertInnen aus dem Umkreis der „Armutskonferenz“ sind aktuell rund 12.000 Menschen in Österreich obdachlos. Einen weiteren Hinweis auf die Größenordnung des Problems liefert die Hilfseinrichtung Caritas, die in Wien u. a. die Notschlafstelle „Gruft“ betreibt. In dieser wurden 2015 rund 97.000 warme Mahlzeiten ausgegeben.

Architektur als Spektakel, wie wir das in den letzten Jahren vorge-setzt bekommen haben, ist meiner Meinung nach ein Irrweg.

Wesentliche Gründe dafür, dass immer mehr Menschen Wohnungslosigkeit droht, sind die Mietkosten, die laut einer Studie des „Verbands Wiener Wohnungslosenhilfe“ zwischen 2001 und 2015 um durchschnittlich 15 Prozent gestiegen sind, und die ebenfalls starke Zunahme von Befristungen. Beide Faktoren haben zur verstärkten Nachfrage nach Wohnungen im gemeinnützigen Sektor und in Folge zur Verschärfung der Zugangskriterien geführt, weshalb die rund 400.000 armutsgefährdeten Personen in Wien mehr und mehr auch vom kommunalen Wohnbau ausgeschlossen sind.

Das 2013 eröffnete Wohnprojekt „VinziRast-mittendrin“ geht im Umgang mit dem Problem Obdachlosigkeit völlig neue und – wie sich bereits beurteilen lässt – erfolgreiche Wege. Anstelle von Ausgrenzung und Abschottung stehen hier das Leben in Gemeinschaft und der Abbau von Ängsten sowie der Austausch mit dem urbanen Umfeld im Mittelpunkt. Das ehemalige Mietshaus aus dem Biedermeier in zentrumsnaher Lage wurde vom Wiener Architekturteam +/- gaupenraub in ein modernes vierstöckiges Wohnhaus umgestaltet, in dem heute rund dreißig ehemalige Obdachlose mit Studierenden in zehn Wohngemeinschaften mit je drei Zimmern zusammenwohnen. Abgesehen von angeschlossenen Werkstätten und zahlreichen Gemeinschaftsräumen verfügt die „VinziRast-mittendrin“ über ein allgemein zugängliches Lokal im Erdgeschoss, das von Gastronomiefachkräften, BewohnerInnen und freiwilligen HelferInnen als Restaurant, Café und Bar betrieben wird und als Foyer zum Stadtraum fungiert.

Ein wesentlicher Faktor des Projekts ist die hohe räumliche und architektonische Qualität, die das Haus seinen unterschiedlichen NutzerInnenengruppen bietet. Gute Gestaltung und soziale Gesinnung sind hier kein Widerspruch, sondern ganz im Gegenteil wesentliche Elemente des Erfolgs.

CM: Mir scheint, es gibt eine Parallele zwischen der Motivation, weshalb wir „Orte für Menschen“ gestartet haben, und deiner eigenen, denn ich habe gelesen, dass dein starkes soziales Engagement in deinem Berufsethos als Architekt begründet ist.

AH: Ich habe angesichts der prekären Situation vieler Menschen einfach gesehen, dass es einen starken Bedarf an Architektur gibt. Primär natürlich in Form von Gebäuden und Wohnungen, Schutz- und Lebensräumen, aber auch ganz allgemein als spezielle Kompetenz.



VinziRast mittendrin, Restaurant

Als Architekt verfüge ich ja über die notwendigen Werkzeuge, um aktiv eingreifen und an konkreten Lösungen mitarbeiten zu können. Je mehr wir uns als Team allerdings mit sozialen Problemen beschäftigen, umso mehr empfinde ich unser Engagement als eine Möglichkeit, der eigenen Ohnmacht zu entkommen. Grundsätzlich lautet unsere Einstellung: „Wir können etwas tun, also tun wir etwas!“ Allerdings könnte fast jede/r ZeitgenossIn etwas tun, um benachteiligten Menschen zu helfen, egal in welchem Beruf er oder sie tätig ist.

CM: Es gibt in Wien angeblich 10.000 Obdachlose.

AH: Zahlen vertraue ich nicht mehr, denn es ist immer die Frage, was man unter Obdachlosigkeit versteht. Menschen, die keine feste Bleibe haben, oder solche, die auch bei minus zehn Grad auf der Straße sitzen? Die Obdachlosen sind ein bunter Haufen, genauso wie wir ArchitektInnen oder andere Gruppen.

CM: Ist das soziale Engagement auch eine Reaktion auf eine Sinnkrise der Architektur? Vor einigen Jahren lautete das Biennale-Motto „Less Aesthetics, More Ethics“.

AH: Architektur als Spektakel, wie wir das in den letzten Jahren vorge-setzt bekommen haben, ist meiner Meinung nach ein Irrweg. Diese Entwicklung hängt damit zusammen, dass Architektur mittlerweile



VinziChance workshop

Soziale Projekte mit armseliger Qualität haben keine Chance, sie bieten weder sozialen Nutzen, noch bringen sie die Architektur voran.

hauptsächlich in Bildern transportiert wird. In dieser Situation versuchen ArchitektInnen, möglichst spektakuläre Bilder zu liefern. Durch diese Dominanz des Bildes verkommt unser Beruf zur Gestaltung toter Materie. Und selbst diese Rolle haben wir nicht mehr unumstritten: In Schweden etwa fungiert der Architekt nur noch als einer von vier Konsulenten am Bau, neben Haustechniker, Bauphysiker und Statiker. Die Idee, dass ein Architekt mehr sein könnte als ein spezialisierter Dienstleister oder dass überhaupt bei ihm die Fäden zusammenlaufen, existiert dort gar nicht mehr. Das halte ich für katastrophal.

CM: Angesichts der aktuellen Herausforderungen sieht sicherlich vieles plötzlich alt aus, was in den letzten Jahren als besonders innovativ gefeiert wurde.

AH: Die Form muss immer das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit komplexen sozialen und gesellschaftlichen Zusammenhängen und nicht Selbstzweck sein. Wenn sich ArchitektInnen nur mit der Form befassen, kann das Resultat nur begrenzt Relevanz besitzen. Durch computergestütztes parametrisches Design wurde die Fetischisierung der Form nochmals verstärkt, aber dieser Ansatz ist längst an seine Grenzen gekommen.

Wir müssen dringend wieder zu den Inhalten zurückkehren! Gerade im Zusammenhang mit sozialen Projekten ist dabei die hohe Qualität in allen Bereichen essenziell, denn wir haben es alle satt, dass man sozialen Projekten das „Soziale“ anmerkt. Soziale Projekte mit armseliger Qualität haben keine Chance, sie bieten weder sozialen Nutzen, noch bringen sie die Architektur voran. Wir müssen deshalb unsere Werkzeuge enorm schärfen, um mit beschränkten Mitteln hochwertige Qualität zu erzielen, und dürfen dabei auf keinen Fall an der Form hängen bleiben. Die Ursache, warum wir in der aktuellen Flüchtlingssituation nicht nach Lösungen gefragt werden, liegt darin, dass wir uns als ein Berufsstand geoutet haben, der mit diesem und anderen sozialen Themen gar nichts mehr zu tun hat.

CM: Wir haben jedenfalls nicht länger auf offizielle Anfragen gewartet, sondern drei Teams beauftragt, sich damit zu beschäftigen. Wir machen aber auch die Erfahrung, dass wir bei vielen Stellen auf Skepsis stoßen, da diese Angst haben, das Engagement von ArchitektInnen könnte den Prozess eingespielter Mechanismen verkomplizieren.

AH: Architektur ist immer erst einmal ein Parasit. Sie besetzt Raum, saugt sich fest am Kanalnetz, am Strom, an der Abwasserversorgung. In der urbanen Situation führt eine Aneinanderreihung von Parasiten zum Kollaps, und daher müssen wir schauen, dass wir ein symbiotisches Ergebnis erzielen. Aber wer kümmert sich darum? Weder die Politik noch die EntwicklerInnen, und die einzelnen Bauherren auch kaum mehr.

Die Idee, dass aus einem Parasit ein Symbiont werden kann, weil die Verhältnisse als Gesamtstruktur gesehen werden, in der Geben und Nehmen gleichermaßen wichtig sind, müsste dringend in den Vordergrund rücken. Je symbiotischer Architektur angelegt ist, umso besser wird sie auch funktionieren in ihrem eigentlichen Sinn. Wenn Architektur zu einem Ensemble von Spezialdisziplinen verkommt, das von EntwicklerInnen dirigiert wird, dann kann sich kein sozialer Organismus entwickeln, sondern es setzen sich Partikularinteressen durch.

Wenn es dann noch um sozial benachteiligte Menschen geht, die über keinerlei Lobby verfügen und die niemand in seiner Nachbarschaft haben will, dann wird sichtbar, auf welche Katastrophe wir uns zubewegen. Dabei sollte es ja wirklich primär darum gehen, „Orte für Menschen“ zu schaffen. Es geht um Ökonomie, Ökologie und das Soziale, aber das Soziale kann man nicht numerisch erfassen, weshalb man sich auch nicht darum gekümmert hat.

Ins „mittendrin“
kommen oft
Leute, die gar nicht
wissen, dass es
dort um Obdach-
losigkeit geht, sie
essen etwas, beim
zweiten Mal lesen
sie einen Folder,
beim dritten Mal
klingeln sie und
sagen: „Ich finde
das super, kann
ich mithelfen?“

Photo: Simon Joppel



Zimmer in einer WG

Wir arbeiten seit 2002 an einem Obdachlosendorf in Wien nach dem Vorbild des „VinziDorfs“ in Graz und haben erst jetzt, nach zwölf Jahren, eine Baubewilligung bekommen! Warum hat das so lang gedauert? Weil man das Projekt einfach nicht haben wollte. ArchitektInnen haben aber die Aufgabe, auch soziale Projekte so zu planen, dass sie gewollt werden. „VinziRast-mittendrin“ war das erste Projekt, das im Bauausschuss nicht einmal von der FPÖ abgelehnt wurde.

CM: Was waren die Gründe dafür, dass es so hohe Akzeptanz erfahren hat?

AH: Es lag an der Art und Weise, wie wir es von Anfang an aufgesetzt haben: sehr transparent und in viele Richtungen offen. Wir haben die Menschen eingeladen, sich zu beteiligen statt es zu bekämpfen. Das hybride Nutzungsangebot und die Einbindung der Studierenden spielten auch eine wichtige Rolle. Das Projekt war überschaubar, durchmischt und erschien insgesamt nicht bedrohlich. Man kann Sozialprojekte auch so anlegen, dass niemand Angst davor haben muss.

CM: Architektur als soziale Disziplin verstanden muss natürlich Widerstand gegen Spezialisierung und Fragmentierung leisten. Wenn wir den öffentlichen Raum nur noch als eine Aneinanderreihung von zielgruppenspezifischen Nutzungsflächen sehen, dann verschwinden das Soziale, das Integrative und natürlich auch das eigentlich Öffentliche.

AH: Die Stadt ist ein „Melting Pot“. In einer „Gated Community“ kann man einzelne Gruppierungen vielleicht noch voneinander trennen, aber spätestens in der U-Bahn ist es damit vorbei. Exklusion, Inklusion, Segregation, das sind für mich lauter theoretische Konstrukte, die von der Stadt amalgamiert werden. Ich möchte einen Vergleich machen: Wenn ein Zirkus in eine Kleinstadt kommt, schauen zuerst einmal alle skeptisch, weil fremde Leute auftauchen. Dann aber wird das Zelt aufgebaut, das eine perfekte, leichte Architektur darstellt, bei der man sogar das Erdgeschoss öffnen kann, wenn die Witterung passt oder Kontakt gesucht wird. Es gibt einen Raum und eine Handlung, nämlich die Zirkusvorstellung, sodass auch die, die es eigentlich nicht mögen, aber neugierig genug sind, kommen können, um es sich anzuschauen. Wir haben beides in uns: die Ablehnung des Fremden, aber auch die Neugier. Auf letztere sollte man setzen.

CM: Worin bestehen für dich die Chancen der aktuellen Situation?

AH: Man muss einfach nur RealistIn sein, um zu sehen, dass unsere Gesellschaften immer globaler und heterogener werden. Dieser Prozess ist unumkehrbar, machen wir das Beste daraus! Wenn wir ArchitektInnen unsere Werkzeuge klug einsetzen, können wir viel bewirken. Ein Beispiel: Ins „mittendrin“ kommen oft Leute, die gar nicht wissen, dass es dort um Obdachlosigkeit geht, sie essen etwas, beim zweiten Mal lesen sie einen Folder, beim dritten Mal klingeln sie und sagen: „Ich finde das super, kann ich mithelfen?“ Unsere Intention war, über Gestaltung, Atmosphäre und Stimmung des Hauses Menschen anzusprechen, sich aktiv sozial zu beteiligen, und das ist sehr gut aufgegangen. Das kann aber nur funktionieren, wenn bei der Qualität keine Abstriche gemacht werden, um Geld und Aufwand zu sparen. Die Idee, Geld als Ziel und nicht als Mittel einzusetzen, ist ja für die gesamte Gesellschaft fatal und gerade im sozialen Kontext völlig verfehlt. Das gilt natürlich auch in der aktuellen Situation mit den Flüchtlingen, in der einige AkteurInnen schon wieder ein Geschäft wittern.

CM: Kannst du das genauer erklären?

AH: Natürlich haben ImmobilienentwicklerInnen und andere Geschäftsleute mittlerweile entdeckt, dass wegen der sogenannten Krise auf der Basis von unzähligen Ausnahmeregelungen nun endlich Orte bebaut werden dürfen, die bisher tabu waren. Auch die Absenkung von

Würden meine StudentInnen ein Projekt für Obdachlose genau nach den offiziellen Vorgaben der Stadt Wien konzipieren, müsste ich ihnen sagen: „Sorry, ihr habt an den Bedürfnissen der Menschen vorbeigeplant.“

Standards ist problematisch, denn einerseits sind die heutigen Standards im Wohnbau teilweise völlig degeneriert und dienen primär der Bauindustrie, und andererseits könnte jedes Abgehen davon dazu führen, dass noch billigere Immobilien mit noch höheren Margen errichtet werden.

Beim Lokal „mittendrin“ war unser primäres Ziel, dass die BewohnerInnen dort möglichst auch eine Beschäftigung erhalten. Es soll außerdem als Bindeglied zwischen der Stadt, der Gesellschaft und dem Wohnprojekt dienen. Es muss keinen Gewinn abwerfen, aber eine schwarze Null erwirtschaften. Mit diesem Ziel im Hinterkopf haben wir es geplant, gestaltet und bis zur letzten Schraube ausgetüftelt.

Das Resultat gibt uns recht: Das Lokal ist immer voll, wir verdienen Geld damit und können die Schulden viel früher als geplant zurückzahlen. Ähnlich war es mit dem Dachatelier, das natürlich ein Luxus ist. Um es bauen zu können, haben wir auf den teuren Sonnenschutz verzichtet, weil wir der Meinung waren, dass das Dachatelier für das Projekt extrem wichtig ist, auch wenn wir es nur elf Monate im Jahr nutzen können. Inzwischen ist dieser Raum der erfolgreichste im ganzen Haus, und er wird häufig für Geburtstagsfeiern Externer oder Yogaseminare verwendet. Auch das bringt Geld in Form von Spenden und schafft außerdem Verbindungen zu Leuten, die sonst nicht ins Haus kämen. Die gute Entwicklung von „VinziRast-mittendrin“ zeigt, dass solche strikt qualitätsorientierten Konzepte funktionieren.

CM: „VinziRast-mittendrin“ ist auch ökonomisch erfolgreich, obwohl oder vielleicht gerade weil dieser Erfolg nicht das primäre Ziel war.

AH: Mein Fazit lautet: Das Projektziel muss zu hundert Prozent im Vordergrund stehen. Nur wenn man dieses Ziel ganz klar vor Augen hat, kann man auch entscheiden, welche Abstriche und Kompromisse man eventuell machen kann, ohne dieses Ziel zu gefährden. Vom ursprünglichen Ziel, nämlich gute Häuser, Wohnungen und Arbeitsplätze für Menschen zu gestalten, haben wir uns ja längst weit entfernt. Wenn man als ArchitektIn so argumentiert, wird man ausgelacht, denn es geht primär um Renditen. Bei der Unterbringung Obdachloser haben wir festgestellt, dass diese NutzerInnengruppe überhaupt niemand ernst nimmt. Würden meine StudentInnen ein Projekt für Obdachlose genau nach den offiziellen Vorgaben der Stadt Wien konzipieren, müsste ich ihnen sagen: „Sorry, ihr habt an den Bedürfnissen der Menschen vorbeigeplant.“ Das, was zurzeit gebaut wird, entspricht nicht dem, was die Menschen brauchen, sondern dem, was PolitikerInnen und andere ihnen zugestehen.

CM: Wie habt ihr euch dem angenähert, was die Menschen in der „VinziRast-mittendrin“ wirklich brauchen?

AH: Über Beobachtung und Austausch. Obdachlose kann man nicht fragen, wie sie gern wohnen möchten. Man kann nur beobachten, mitarbeiten und auch viel lesen. Man muss einsteigen und sich ein Bild machen. Das geht nicht über Richtlinien.

CM: Es gibt eine Diskrepanz zwischen dem, was notwendig ist, und dem, was gefordert wird. Kannst du das an einem Beispiel festmachen?

AH: Jemand, der seit Jahren unter einer Brücke wohnt, schwerer Alkoholiker und psychisch sehr krank ist, kann nicht mehr in eine Notunterkunft wie die „Gruft“ gehen, weil er in der Gruppe nicht bestehen kann. So jemand muss vielleicht direkt in eine eigene Wohnung kommen. Manchmal funktioniert auch die Karriereleiter von der Brücke in ein Notquartier in eine Wohngemeinschaft und dann in eine Wohnung, aber nicht bei allen. Auch das „VinziDorf“ funktioniert nicht für alle. Oft sind kleine Räume, die wie eine Höhle sind, passender oder Altbauten mit Spuren besser geeignet als Neubauten.

CM: Aber auch das sind Erkenntnisse, die nicht wie in einer Art „Neufert“ zusammengefasst verallgemeinerbar und universell anwendbar sind, wie das PolitikerInnen gern hätten.

AH: Bei Obdachlosen geht das schon gar nicht, weil sie nicht nur individuell, sondern auch nicht an die Gesellschaft angepasst sind. Bei Flüchtlingen reden wir über Individuen, die noch individueller sind, weil sie traumatisiert sind, weil sie Opfer waren und aus allem rausgefallen sind, weil sie nicht nach Hause gehen und sich in ihr eigenes Bett legen können. Obdachlose, Flüchtlinge und andere Menschen in schwierigen Lebenslagen sind noch viel stärker Individuen, als wir es sind. Für so jemanden eine Hülle zu bauen erfordert noch mehr Kompetenzen, und gleichzeitig bewirkt es viel mehr. Wir wissen, wie man wohnt.

CM: Ihr habt euch in die Obdachlosen ja nicht nur eingefühlt, sondern sie auch am Projekt beteiligt.

AH: In der Planung ist Partizipation mit diesen Gruppen schwierig, aber in der Umsetzung soll man die NutzerInnen unbedingt einbeziehen. Wir haben unsere NutzerInnen zweimal einbezogen, einmal, als wir das Haus gemeinsam ausgeräumt haben, bevor die Baufirmen mit ihrer Arbeit begonnen haben, und dann danach. Dazwischen war es auch aus versicherungstechnischen Gründen problematisch. In der Fertigstellungsphase in den letzten drei Monaten war es schwierig, denn es durften keine Fehler passieren. In dieser Zeit habe ich sieben Kilo abgenommen, weil nie klar war, ob die künftigen Mitbewohner kommen, ob sie alkoholisiert sind, was sie überhaupt können. Ich habe mich aber gerade in dieser Endphase allen Beteiligten gegenüber verpflichtet gefühlt, dass alles total am Punkt ist.

CM: Wie hast du das gemacht?

AH: Ich habe mehr oder weniger dort gewohnt und mich um alles gekümmert. Dabei habe ich auch Leute kennengelernt, die ich sonst wohl nie getroffen hätte. Z. B. habe ich zwei Wochen mit jemandem gearbeitet, der fünfmal inhaftiert war und zuletzt wegen Totschlag gesessen ist. Von ihm habe ich viel gelernt, und er wahrscheinlich auch von mir. Jeden Tag habe ich etwas Neues mitbekommen und meinen Horizont erweitert wie selten zuvor.

CM: Wie viel Potenzial besitzt der Leerstand für solche Projekte und für die Stadtdynamik? Das Haus stand ja vorher leer.

AH: Prinzipiell finde ich den Leerstand besser als den Neubau, weil die Menschen, die übers Mittelmeer kommen und alles verloren haben, in einem bestehenden gebauten Umfeld eher kulturelle Werte vermittelt bekommen als in einem Neubau. Ich denke an gewachsene Strukturen, die dann sehr wohl adaptiert werden müssen. Dort gemeinsam etwas machen, denn es gibt nichts Schlimmeres, als zum Nichtstun verdonnert zu sein. Viele sind HoffnungsträgerInnen. Ich denke, man könnte MigrantInnen aber auch als Pionierpflanzen für neue Stadtteile sehen, wobei man der Heterogenität viel Beachtung schenken muss, denn eines der größten Probleme ist der Neid, daher muss man von vornherein verschiedene Gruppen ansprechen.

CM: Sicher kennst du den Vorarlberger Ansatz mit zwei Häusern für jede Gemeinde.

AH: Absolut gut, nicht nur gut, sondern auch notwendig. Wenn man etwa nach Frankreich schaut, sieht man, was aufgrund der mangelnden Integrationsbemühungen in den Banlieues passiert ist. Wenn man den Wert des sozialen Friedens beziffert, wird klar, dass wir viel mehr in die Unterbringung von Menschen investieren sollten, die das nicht selbst bezahlen können. Das ist es wert, denn wie man sagt: „Das Schlimmste am Armsein ist nicht, nichts zu haben, sondern nichts zu sein.“

Photo: Christopher Glanzl



Restaurant im Innenhof

Photo: Simon Joppel



VinziRast

CM: Interessant finde ich, wie „VinziRast-mittendrin“ erschlossen ist.

AH: Es gab zwei bestehende Stiegenhäuser, die aber zu schmal waren, daher haben wir ein zusätzliches Stiegenhaus gebaut, und es gibt auch noch einen neuen Lift für die barrierefreie Erschließung. Dadurch kann man sich frei bewegen und hat die Möglichkeit, sich aus dem Weg zu gehen. Zwei Erschließungen sind im Freien. Das ist kein Luxus, sondern wichtig, denn bei benachteiligten Menschen gibt es ein größeres Konfliktpotenzial, weil sie aufgrund ihrer Situation manchmal sehr unzufrieden sind. Die BewohnerInnen können sich im „mittendrin“ also auch aus dem Weg gehen. Andere Orte, um diese Konflikte abzubauen, sind die Werkstätten oder auch die Gemeinschaftsküchen.

CM: Das Restaurant ist wirtschaftlich erfolgreich. Wer arbeitet dort, Profis mit BewohnerInnen?

AH: Der Maître ist ein Profi, der von Ehrenamtlichen des Vereins unterstützt wird, die sich nicht zutrauen, in der Notschlafstelle zu arbeiten. Es gibt Studierende und BewohnerInnen aus dem Haus, die ebenfalls mitarbeiten. Daher war klar, dass wir das Lokal nicht verpachten dürfen. Die Leute müssen angestellt werden.

CM: Wie ist es mit den Werkstätten?

AH: Die Werkstätten lagen einige Zeit brach, bis die Regisseurin Jacqueline Kornmüller die Idee zum Projekt „VinziChance“ hatte, nämlich mit den Leuten aus der „VinziRast-Notschlafstelle“ zusammenzuarbeiten. Diese Notunterkunft müssen die sechzig Gäste ja jeden Morgen verlassen. Die bekommen jetzt einen Fahrschein, ein Mittagessen und Deutschunterricht. Dafür arbeiten sie tagsüber in der Textil-, der Metall- oder der Holzwerkstatt und stellen Gegenstände her, die am Oster- oder Weihnachtsmarkt gegen eine Spende hergegeben werden. Es gibt welche, die mitkommen und etwa für ihren Enkel, den es doch noch irgendwo gibt, einen Laster aus Holz bauen. „Nabils Truck“ ist ein Beispiel dafür: Ein Syrer, der eigentlich Ingenieur ist, hat aus Holz einen kleinen Laster mit Federung und Lenkung gebaut und dafür sehr viel Feedback bekommen. Diese Erfahrung hat ihm seine Selbstachtung zurückgegeben.

CM: Warum sind die Notschlafstellen tagsüber geschlossen?

AH: Weil man nicht so viele Ehrenamtliche für die Betreuung findet und weil nicht genug Platz ist. In der Nacht braucht man zwei Leute, am Tag braucht man ein ganz anderes Team. Die Idee des Ehrenamts hat eine psychologische Dimension, weil alle Beteiligten nicht so genau wissen, wie sie miteinander umgehen sollen – Stichwort Augenhöhe. Es geht um Gemeinschaft, und um Gemeinschaft aufbauen zu können, braucht man Kontinuität.

CM: Befristung ist ja auch ein Riesensproblem auf dem Wohnungsmarkt, und man möchte das nicht auf diese Situation übertragen. Wie macht ihr das in der „VinziRast-mittendrin“? Gibt es ein Limit?

AH: Es gibt Menschen, die seit der Eröffnung im Mai 2013 dort wohnen. Für die Studierenden ist es nach dem Studienabschluss vorbei. Bei den ehemals Wohnungslosen wäre der Wunsch, dass sie nach ein paar Jahren keine Lust mehr haben, sich mit den Studierenden zu streiten, wer den Kühlschrank sauber macht, und sich wieder zutrauen, eine eigene Wohnung zu nehmen. Aber es gibt einige, die angekommen sind und nicht mehr weg wollen. Auch das ist okay. Es müssten mehr solche Orte geschaffen werden.

CM: Ihr habt ein Notquartier in Arbeit, für das ihr lange Zeit keine Genehmigung hattet.

Photo: Sebastian Schubert



VinziRast

Das Schlimmste am Armsein ist nicht, nichts zu haben, sondern nichts zu sein.

AH: Jetzt haben wir sie.

CM: Euer Projekt war extrem erfolgreich und wurde vielfach publiziert. Hat dieser Erfolg für euch bzw. für ähnliche Projekte für Rückenwind gesorgt? Das Modell könnte doch Schule machen, ohne die Gefahr, sich absolut zu setzen.

AH: Projekte mit Diversität würde es viel mehr vertragen, aber wir haben nur wenig Rückenwind bekommen.

CM: Was sind die Gründe dafür? Denn eigentlich habt ihr gezeigt, dass man sich davor nicht fürchten muss. Eigentlich müsste jede/r PolitikerIn aufschreien und eine „VinziRast-mittendrin“ für sich fordern.

AH: Dafür bekommt er oder sie keine Wählerstimmen. Man braucht auch noch einen Förderer wie Hans Peter Haselsteiner. Man bräuchte mehr Engagement der Reichen, denn die profitieren in diesem Land vom sozialen Frieden enorm.

CM: Mit diesem Projekt könntet ihr ja Lobbying machen, oder wird das wieder von der Politik verhindert, weil sie sich nicht von den Launen Privater abhängig machen will?

AH: Mir sind die Privaten allemal lieber als die Behörden, die sich dann wieder hinter irgendwelchen Regeln verstecken. Wie z. B. bei einem Flüchtlings- und StudentInnenheim in München, in dem das Stiegenhaus die Gruppen trennt, was zur Folge hat, dass man erst recht wieder aktiv in den anderen Trakt gehen muss, wenn man etwa Flüchtlinge, die dort leben, zum Essen oder gar zum gemeinsamen Kochen einladen will.

CM: Womit beschäftigt ihr euch gerade?

AH: Wir planen eine Unterkunft für acht Flüchtlinge. Zwei Häuser von der Notschlafstelle entfernt ist ein chinesisches Restaurant pleitegegangen. Dort haben wir letzte Woche zu bauen angefangen. Diese Wohngemeinschaft für Flüchtlinge nennen wir „Vinzi-Home“.

CM: Gehst du an diese Aufgabe genauso heran oder gibt es Unterschiede?

AH: Es gibt Unterschiede und Ähnlichkeiten. Im Stiegenhaus gegenüber ist unsere WG für ehemals alkoholabhängige Obdachlose, die abstinent leben wollen. Wir gehen immer von den Schnittmengenanalysen aus und denken, dass eine Schnittmenge von Menschen auf der Flucht anders aussieht als eine von Menschen, die einen Alkoholentzug hinter sich haben und sich gegenseitig pushen, auch wenn das Ergebnis räumlich vielleicht ähnlich aussieht. Zwei Häuser weiter gibt es die Struktur der „VinziRast“ mit Möglichkeiten für Beschäftigung. Ohne diesen Kontext wäre ich skeptisch.

CM: Ihr habt mittlerweile sehr viel Erfahrung mit sozialen Projekten. Welchen Rat würdest du Leuten wie uns geben, die in diesem Bereich aktiv werden?

AH: Die Ziele müssen sich absolut an den Menschen orientieren und nicht an den Rahmenbedingungen, die man natürlich berücksichtigen muss, aber nicht auf Kosten der Qualität. Und gerade in diesem Kontext ist es besonders wichtig, Projekte anzugehen, die auch scheitern können.

CM: Heißt das, man sollte gerade im sozialen Bereich mehr riskieren?

AH: Zum Scheitern verurteilt sind wahrscheinlich eher jene Projekte, die zu wenig riskieren. Wenn man mit Menschen zu tun hat, die sich das Wohnen nicht leisten können, bei denen es ums Existenzminimum geht, bekommt man einen anderen Blick. Wenn man den Speck weglässt, kommt

man drauf, dass das, was wir unter Wohnen verstehen, nicht mehr viel mit diesem ureigentlichen Bedürfnis zu tun hat. Wohnen bedeutet Sicherheit, Schutz gegen Regen, Schnee und Kälte. Es geht darum, einen Platz zu haben, an dem man sein kann. Wenn das gegeben ist, kann man über alles andere nachdenken. Diese Situation ist bei uns längst nicht überall gegeben, auch verglichen etwa mit den Favelas, in denen es den Leuten zwar sehr schlecht geht, wo sie aber wenigstens sein dürfen. Wenn der Staat wie jetzt offensichtlich damit überfordert ist, diese grundlegenden Voraussetzungen zu schaffen, soll er ein Stück Land zur Verfügung stellen und es den Menschen überlassen, statt sie mit Hinweis auf erschöpfte Kapazitäten abzuweisen. Ich finde, diese Option sollte diskutiert werden.

Über „VinziRast-mittendrin“

Das Wohnhaus für ehemalige Obdachlose und Studierende gehört zu einer Reihe von vier sozialen Einrichtungen, die von der Vinzenzgemeinschaft auf selbstständiger und ehrenamtlicher Basis in Österreich betrieben werden, um marginalisierte Menschen wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Das Gebäude im 9. Bezirk in Wien wurde 2011 mit Mitteln der Familienstiftung des österreichischen Bauunternehmers Hans Peter Haselsteiner erworben, mit zusätzlicher Unterstützung vieler weiterer privater SpenderInnen, Firmen und freiwilliger HelferInnen, darunter auch viele Wohnungslose und heutige BewohnerInnen, sowie der planenden ArchitektInnen generalsaniert und 2013 eröffnet.

www.vinzirast.at

Über +/- gaupenraub Büro für Architektur

Das 1999 von Alexander Hagner und Ulrike Schartner gegründete Büro hat sich durch eine Reihe von unkonventionellen Bauprojekten, die jeweils auf die speziellen Bedürfnisse der NutzerInnen und den spezifischen Kontext zugeschnitten sind, einen Namen gemacht. Abgesehen von Kulturbauten, etwa dem Museum für die Eiersammlung des österreichischen Bildhauers Wander Bertoni in Form einer begehbaren zweistöckigen Vitrine im Burgenland, bilden Projekte mit sozialer Ausrichtung schon lang einen Schwerpunkt des vielseitigen Teams. In der Zusammenarbeit mit betreuenden NGOs, aber auch mit den Betroffenen selbst gehört +/- gaupenraub zu den Pionieren integrativer Architektur in Österreich. Nach dem Umbau eines Gründerzeithauses zum „VinziRast-CortiHaus“ als Notquartier für fünfzig Obdachlose im Jahr 2004 und der Adaption weiterer kleinerer Objekte als Notschlafstellen realisierten die Architekten mit „VinziRast-mittendrin“ erstmals ein Projekt für längerfristiges Wohnen von Studierenden und Obdachlosen, das wegen seiner zahlreichen innovativen Aspekte auch international beachtet und oftmals ausgezeichnet wurde.

www.gaupenraub.net